

Wer den aufmüppigen Kunsthistorikern der 68er Jahre damals vorausgesagt hätte, daß sie einmal die besten Posten im Lande einnehmen würden, wäre ungläubig belächelt worden. Der ›Marsch durch die Institutionen‹ ist offensichtlich gelungen – und hat sich als ›Vereinnahmung durch die Institutionen‹ herausgestellt. Oder? Wir zeichnen heute für Zustände verantwortlich, die wir immer leidenschaftlich bekämpft haben. Letztlich haben wir sogar zu verantworten, daß die Universität so auf den Hund gekommen ist. Zumindest müssen wir uns fragen lassen, ob wir etwas dagegen unternommen haben – und was wir zu tun gedenken? Ich sehe überall Fin-de-Siècle-Stimmung aufkommen. Die eigene Erschöpfung, Desillusionierung oder das Gefühl, mit dem Durchbruch eigentlich die eigene Endzeit erreicht zu haben, ja am Ende zu sein, sind jedoch nicht mit der Endzeit einer Gesellschaft oder einer ihrer Institutionen zu verwechseln und entschuldigen nichts.

In diesem Essay will ich eine bilanzierende Einschätzung der Lage der Hochschullehre in Kunstgeschichte an der deutschen Universität zu geben versuchen. Dabei möchte ich zunächst die Weitervererbung alter Strukturen aufzeigen, mich dann den derzeit im Gang befindlichen Prozessen zuwenden, aber auch einige Schlüsse wagen. Daß ich damit einen vereinfachenden Holzschnitt vorlege, nicht eine differenzierende Kaltnadelradierung, liegt auf der Hand.

### *Das strukturelle Erbe*

Die Kunstgeschichte ist nicht unabhängig von den allgemeinen Verhältnissen zu sehen; dabei hat sie als relativ junges Fach nur wenig Halt und Eigengewicht. Deshalb schlagen die derzeitigen strukturellen Mängel besonders nachhaltig durch. Um die derzeitige Lage in unserem Fach zu erklären, ist es folglich nötig auszugreifen.

Die deutsche Universität hat eine *Personalstruktur*, die auch auf der Art der *Rekrutierung und Laufbahn* ihrer Mitglieder beruht. Das ist eine ihrer Erblasten, und man hat nicht den Eindruck, daß sich daran viel ändern wird. Denn das System wird nicht in Frage gestellt. Kennzeichnend ist 1. die rigide, unflexible Dreiteilung, Studierende – Assistent/Assistentin – Professor/Professorin, d.h. das Fehlen oder die Seltenheit von Übergängen wie in Amerika; 2. der Schematismus der geforderten Voraussetzungen für den Übergang in die nächste Stufe (Promotion – Habilitation), verbunden mit geringer Durchlässigkeit zwischen den kunsthistorischen Berufszweigen; 3. daß die Professur unkündbar Verbeamtung bedeutet, andere aber keine Dauerstellung erlangen können. Das heißt z.B.: Der/die Studierende kann keine Lehrerfahrung erwerben (außer an den wenigen Universitäten mit Tutorenstellen). Die Lage der Absolventen ist u.a. durch das Verbot der Kettenverträge verschärft worden, das ein angeblich soziales Tarifrecht durchgesetzt hat. Für das Mittelbaupersonal aber heißt das: Nach spätestens 6 Jahren saust das Fallbeil der Kündigung unerbittlich herab.

Hier wirkt – völlig unzeitgemäß – ein Rest großbürgerlicher Struktur aus der

Entstehungszeit der Universitäten nach: Man tut immer noch so, als könne der Nachwuchs in den Zwischenphasen der Promotion und Habilitation bzw. Privatdozentenzeit von seiner Familie aufgefangen werden, nach dem Muster etwa von Adolph Goldschmidt, der bis zur Erlangung seines ersten Lehrstuhls von den Seinen ernährt wurde, d. h. über das 40. Lebensjahr hinaus. In Amerika hingegen kann man sich in der Regel, in jedem Fall aber bei guter Qualifikation, durch immer neue Jobs und Stipendien über Wasser halten, wohingegen in Deutschland entweder nach der Promotion oder nach der Habilitation bzw. dem Ende der Assistenzzeit der Absturz ins Nichts droht, zumindest der Bruch der geplanten Karriere.

Eine der Folgen – ich will sie hier gesondert ansprechen – ist die weitgehende *Eliminierung der Frauen*, jedenfalls derjenigen unter ihnen, die auch Kinder wünschen: Kinder und Habilitation schließen einander in der Regel aus! Deshalb erheben gerade Frauen die Abschaffung der Habilitation oder wenigstens eine Anerkennung familiär erbrachter Leistungen zur Forderung. Es würde der Universität nicht schaden, wenn sie mehr Mütter unter ihren Lehrenden hätte. D. h. auch, daß es zumindest eine Chance für diejenigen Wissenschaftlerinnen, die viele Jahre in die Erziehung und Familienarbeit gesteckt haben, geben müßte, auf die eine oder andere Weise in die Universitäten zu gelangen. Dem steht aber obendrein noch die unselige Klausel entgegen, daß man nach dem 52. Lebensjahr nicht mehr in eine Stelle der Hochschullehre einrücken kann. Es ist ein Hohn, daß Frauen allenfalls – wenn überhaupt – Lehraufträge angeboten werden, daß sie also für ein halbes Jahr Arbeit eine ›Honorierung‹ oft unter 1000 DM erhalten.

Ist die Grundstruktur des Assistenzjobs im falschen Sinne noch die alte, so haben sich obendrein die Bedingungen erheblich verschlechtert. Abgesehen davon, daß es in der Regel zu wenig Stellen gibt und daß bei den derzeitigen Streichkonzepten diese Stellenart besonders schnell gestrichen wird, so ist als Novum der letzten 15 Jahre die breite Heranziehung der Assistenten/Assistentinnen zur Lehre mit einem Regeldeputat von 4 Semesterwochenstunden und mehr zu verzeichnen.

Mir scheint das für die Erklärung der heutigen und zukünftigen Lage der an den Hochschulen Lehrenden essentiell zu sein:

1. fördert dies auf falsche Weise die *Spezialisierung*: Denn die Lehrbelastung legt nahe, daß man das unterrichtet, was man kann, und daß man bei der Habilitation den Pflug nicht zu weit weg von seinem alten Acker ansetzt.

2. wird so einer/einem jeden nahegelegt, sich um *Protektion* zu bemühen, um vielleicht doch in eine der begehrten Assistenz- und dann Professorenstellen rücken zu können oder für die Übergangszeiten ein Stipendium zu ergattern. Das muß nicht gleich in devote Haltung münden; aber es fördert auch nicht gerade Selbständigkeit und kritischen Sinn.

3. da bei Berufungen in der Regel *nur Publikationen zählen*, allenfalls noch Aktivitäten, wie Vorträge, ebenso Teilnahme an oder gar Organisation von Colloquien, nicht jedoch Engagement oder Erfolg in der Lehre, wird durch dies System die Vernachlässigung der Studierenden von Anfang an nahegelegt.

4. allgemein wird die in unserer Gesellschaft an sich schon angelegte Tendenz zu Vereinzelung und *Konkurrenzdenken* noch verstärkt, was u. a. in der hierzulande so typischen Unfähigkeit zur Diskussion mündet.

*Mein Fazit: Eine Universitätsreform hätte bei der Veränderung der Bedingungen des Mittelbaus anzusetzen.* Dazu gehört u. a. die Abschaffung der Habilitation und

ihre Ersetzung durch den Nachweis a) einer bedeutenden wissenschaftlichen Leistung und ergänzender Arbeit aus anderen Feldern, b) von Lehrerfahrung incl. positiver Evaluation durch Studierende.

Ein weiteres Erbstück der alten Universitäts-Personalstruktur ist die *Ordinarien- bzw. Professorenherrlichkeit*. Das Verschwinden der Talare aus dem Universitätsleben ist eine rein äußerliche Maßnahme geblieben, somit eigentlich zu bedauern, da es nur einen letzten, allenfalls gelegentlich in Erscheinung getretenen, Rest von Feierlichkeit und Form aus dem Universitätsleben ausgetrieben hat. Was ist dadurch gewonnen, daß man sich heute seine Examens- oder gar die Promotionsurkunde bei einer Sekretärin im Prüfungsbüro abholt? Es ist allgemeiner deutscher Aberglaube, daß man durch Veränderung von Äußerlichkeiten Änderungen im Wesentlichen vornehmen kann.

Die wesentlichen *negativen Züge* im Ordinarienwesen sind geblieben.

1. die *Individualisierung* der Zuweisungen, die deshalb auch primär als *Privilegien* verstanden werden. Die amerikanische Universität kennt nicht den ›persönlichen‹ Assistenten und die ›eigene‹ Sekretärin und ›meine‹ HiWis und ›meine‹ Bibliotheks- oder Reisemittel. In Deutschland aber bemißt sich das Prestige eines Hochschullehrers oder einer Hochschullehrerin danach, was er/sie bei den Berufungsverhandlungen herausholt bzw. wie groß sein/ihr Personal und seine/ihre Mittel sind. Das fördert den Egoismus und ist dem korporativen Zusammenhalt und damit gemeinsamen Handeln abkömmlich. Gelegentlich führt es zur Auflösung von Instituten in einzelne, ›natürlich‹ miteinander rivalisierende Lehrstühle. Statt dessen müßten jedoch viel größere, fach- und institutsübergreifende Einheiten geschaffen werden. Es kann aber nicht angehen, daß das Wohl und Wehe von Instituten am Glück einzelner Lehrstuhlinhaber im Berufungsroulette hängt. Nicht das auf die Lehrstuhlinhaber zugeschnittene Institut ist das Zukunftsmodell, sondern das breit differenzierte Fine Arts Department.

2. der *Immobilismus*. Wer die Ochsentour durchgestanden und endlich den ersehnten Lehrstuhl ergattert hat, muß sich als König fühlen. Der König hat immer recht. Der König duldet keine anderen Könige neben sich, obwohl er immer wieder erleben muß, daß er nicht allein das Sagen hat. Also ist der König in der Regel beleidigt. Welcher Monarch würde im übrigen schon seinen Thron aufgeben oder gar die Monarchie in Frage stellen? Diese Mentalität ist übrigens genauso Leuten aus dem linken Lager eigen, und nicht alle haben ein schlechtes Gewissen. Bei Kunsthistorikern kommt oft noch eine Künstler- oder Primadonnenmentalität dazu; in einigen Instituten halten sich die Professoren (fast immer männlich) jeweils selbst für Genies, die anderen jeweils für Hirnverbrannte, mit denen zu diskutieren nicht lohnt. All dies verstärkt die Unfähigkeit zur Selbstkritik, den Unwillen auch, an den Verhältnissen Grundlegendes zu ändern.

Die deutsche Universität züchtet nach wie vor selbstgerechte Ego manen; nur daß bedauerlicherweise das *Pflichtgefühl Vielen ein Fremdwort* geworden ist. Man sieht es schon daran, wie schlecht in der Regel (Selbst-) Verwaltung betrieben wird. Daß im Humboldtschen Universitätsmodell die Freiheit des einzelnen mit dem Ethos der Selbstverpflichtung einhergeht, ist vielleicht unserer (westlichen) Mentalität überhaupt fremd geworden – dadurch aber hat die Universität eine bedenkliche Schlagseite bekommen: Die Selbstkontrolle versagt; aber es gibt auch keine wirksamen Kontrollinstanzen. Der amerikanische Dean oder President z.B. sind in der Re-

gel sorgfältig ausgewählte Profis und erhalten – auf Zeit – geradezu diktatorische Vollmachten. Ich bezweifle nicht, daß die Mehrheit der an den Hochschulen Lehrenden sich große und größte Mühe gibt – aber die überalterten und mehr denn je verfehlten Strukturen stehen einer Besserung der Verhältnisse entgegen.

### *Zur aktuellen Lage*

Eine *Kurzbeschreibung* vorab: Ohne Zahlen nennen zu wollen oder zu müssen: Allen ist bekannt, daß sich die Zahl der Studierenden der Kunstgeschichte binnen 20 Jahren z.T. verzehnfacht hat, die der Lehrkräfte aber kaum verdoppelt. Die Bibliotheksmittel hingegen stagnieren bei Anrechnung der Kaufkraftverluste, d.h. sie sind pro Studierenden erheblich geschrumpft. Diese Flutung der Universitäten wird z.T. einer Bildungspolitik verdankt, die auf der einen Seite einen hohen Akademikeranteil an der Bevölkerung a priori als Erfolg betrachtet, die mit der Füllung der Hochschulen die Arbeitslosenstatistik entlastet oder die eine Bedarfsplanung als unliberal ansieht, die auf der anderen Seite aber nicht die Stellen und Mittel mehren will und Akademiker und Akademikerinnen im Grunde genommen verachtet.

Zugleich befindet sich das Fach Kunstgeschichte in einem *Struktur- und Methodenwandel*. Mit der Bauforschung und den technologisch ausgerichteten Restaurierungswissenschaften sind neue, nicht nur für die Denkmalpflege wichtige Ansätze hinzugekommen; mit der Funktions-, Sozial- und Rezeptionsgeschichte, der Bedeutungsforschung u.a. mehr weitet sich unser Fach zu einer umgewandelten Kulturgeschichte. Neuartige Gegenstandsbereiche brachten nicht nur die Einbeziehung des 19. und 20. Jahrhunderts mit Karikatur, Foto und Film; auch die ältere Architekturgeschichte wurde u.a. durch die Hausforschung oder die Industriearchäologie erweitert. Der traditionelle Kanon der kunsthistorischen Gegenstände ist aufgesprengt, das gemeinsame Band droht verlorenzugehen. Dabei denken wir leider immer noch nur westeuropazentrisch. Klar ist: Immer weniger davon kann durch eine einzelne Person gelehrt werden.

Der Unterricht an den Universitäten und die Forderungen in der Praxis unserer Hauptberufszweige driften auseinander.

Die entstehenden *Probleme* sind von einem zuvor unbekanntem Umfang:

1. Die *Umstrukturierung des Lehrkörpers* ist kaum vorangekommen. An einigen Universitäten glaubt der Staat sogar noch, Ein-Mann-Institute würden ausreichen; der »professor universalis« aber ist ein Märchen aus vergangenen Zeiten, und er/sie kehrt auch nicht wieder. Ein weiteres Ünding ist es auch, die so offensichtlichen Lücken mit Lehraufträgen zu stopfen bzw. Assistenzen zu Ersatz- und Kryptoprofessuren zu machen – selbstverständlich ohne deren Rechte. Eigentlich müßte jedes normale kunsthistorische Institut ähnlich den Fächern Geschichte oder Germanistik *mindestens je drei Professuren* als Fundament haben (Mittelalter, Neuzeit, Neueste Zeit), dazu aber noch weitere Stellen, bei denen von Haus zu Haus unterschiedliche sachliche, methodische und Ausbildungsschwerpunkte zu setzen wären. Es klingt übertrieben, ist aber zu belegen: Derzeit gibt es in Deutschland kein einziges Institut, in dem die Kunstgeschichte in ihrer *ganzen* sachlichen, geographischen und methodischen Breite vollständig angeboten wird! Schon das ist Grund genug, Fi-

ne Arts Departments von ausreichender Breite und Differenzierung des Lehrangebots zu fordern.

Vor allem müßten die *neuen Bild- und Kulturwissenschaften* wenigstens hier und dort in der Lehre durch eine ›hauptamtliche‹ Kraft, d.h. nicht nur über Lehraufträge, vertreten sein. Es ist ein Übel, daß es m.W. an keinem deutschen Kunstgeschichtsinstitut eine Professur für Film- oder Fotogeschichte gibt, die deshalb hauptsächlich in germanistischen (!) Instituten, bei der Theater- oder Kommunikationswissenschaft gelehrt wird, letztlich aber bei allen Stiefkind bleibt. Es ist eine auch für die Berufsmöglichkeiten unserer Absolventen und Absolventinnen gefährliche Tatsache, daß in das unbesetzte Feld zumal der modernen Medien Fächer mit einer z.T. diffusen Thematik und Methodik wie Semiotik oder Kulturwissenschaft stoßen, nur weil die Kunstgeschichte an einem überalterten und in der Kunst selbst überholten Kunstbegriff festhält und sich gerne ›exklusiv‹ gebärdet.

2. Die *Lehre* war in unserem traditionell sehr kleinen Fach eine sehr persönliche, gleichsam familiäre. Lehrbücher waren kaum nötig, weil das persönliche Beispiel und seine Nachahmung die gängigste Weise der Kenntnisvermittlung waren. Dabei haben die Professoren bis 1930 sogar eine große Zahl von Büchern mit Lehrbuchcharakter geschrieben, die z.T. zu Unrecht vergessen sind. Heute, wo es notwendig wäre, werden derartige Zusammenfassungen viel zu selten in Angriff genommen.

Die *Entfremdung* zwischen Lehrenden und Lernenden, ebenso die Entfremdung der Studierenden untereinander, mußte durch die Vermehrung der Studienplätze und die Veränderung der Relation eine fast totale werden: Seminare mit über 100 Teilnehmenden sind in den großen Universitäten häufig. Der Unterricht ist z.T. zur Vorlesung entartet. An Exkursionen oder Übungen vor Originalen ist oft kaum noch zu denken. Wie soll man eine Hundertschaft von Magistranden, Magistrandinnen und Doktorandinnen und Doktoranden betreuen? Leicht entsteht ein Klima wie in einer Legebatterie, in dem jeder auf dem anderen herumhackt, einfach weil alle zu viele und zu enge ›Sozialkontakte‹ aushalten müssen, was bekanntlich nach Konrad Lorenz Überdruß weckt. Oft bekommt man von einzelnen Studierenden erst in höheren Semestern einen persönlichen Eindruck. Die Voraussetzung für das Gespräch der Lehrenden und Lernenden bzw. der Lernenden untereinander fehlt. Bis zum Magisterexamen sind bis zu 70% ausgestiegen, meist ohne ihre Not vorher irgendjemand mitgeteilt zu haben. Und die Übriggebliebenen versuchen in alter Art, nur in qualitätsverändernder Quantität, das traditionelle Lehrer-Schüler-Familienverhältnis wieder Wirklichkeit werden zu lassen, was z.T. durchaus gelingt.

Überhaupt wurde und wird auf die neue Situation nur selten durch *Veränderung der Lehre* eingegangen. Ansätze zur Hochschuldidaktik sind ja längst als Ballast über Bord geworfen worden. Durch die zunehmende und z.T. ja notwendige Spezialisierung und die methodisch spezifischere, interdisziplinär offenere, damit aber immer auch sachlich engere Ausrichtung wird der Unterricht an den Instituten zunehmend heterogener und zusammenhangslos. Die These wäre zu verteidigen, daß noch nie so unterschiedliche Kunstgeschichten vermittelt wurden wie heute. Nur merken es die Studierenden weniger, weil sie – vor allem aufgrund der sozialen und Wohnungsverhältnisse – seltener die Universität wechseln als zuvor.

Kunstgeschichte galt immer schon als Ort des ›Wilden Denkens‹ und wurde als ›Reiterei über den Bodensee‹ verspottet. Unsere Studien haben nicht das breite phi-

logische Fundament der Literaturwissenschaften, noch solide Methodik wie die Geschichte. Um im Bild zu bleiben – wir rammen nur einzelne Pfähle in den wankenden Grund. Aber es wächst der Widerspruch zwischen dem, was geboten – und beherrscht wird – und dem, was eigentlich zu fordern wäre, an Sprachen, an Kenntnissen in Geschichte, Literatur, Ikonographie usw. Es müßte also eine gewisse Übereinkunft geben, was Absolventen der Kunstgeschichte eigentlich können müßten. Vor allem: Die nicht ausgetragenen Widersprüche korrumpieren Lehre und Lernen.

Die Einrichtung von Fine Art Departments würde auch die an verschiedenen Orten bereits bewährte *Projektforschung* fördern, die wiederum die Qualifizierung der Studierenden erhöht. Sie wären auch der richtige Ort für *Aufbaustudiengänge*, die ein Anfang wären für die notwendigerweise eintretende unterschiedlich berufsbezogene Ausrichtung einzelner Institute.

3. Ein spezifisches Problem bildet die Forderung nach der *Promotion*. Die großen Institutionen wie Museen und Denkmalpflege verlangen sie nach wie vor. Zugleich sollen die Absolventen unter 30 sein. Bafög gibt es aber nur bis zum Abschluß des Magisterexamens. Es sind jedoch nicht genügend Graduiertenstipendien vorhanden, so daß viele sich durch Jobben über Wasser halten müssen und dabei in der Regel viel älter werden, vereinsamen und zudem soziale Deklassierung erfahren. Die überfüllten Universitäten können den Doktorierenden kaum noch bieten, was sie brauchen. Die Bürokratie rechnet im übrigen Doktoranden und Doktorandinnen bei der Kapazitätsberechnung der Lehre nicht einmal an, einer der Gründe für die zu dünne Personaldecke. Und die Promotion spielt als Doppelqualifikation bei der Bezahlung überhaupt keine Rolle, wie die Kunsthistoriker in den Denkmalämtern im Vergleich zu den Architekten und Architektinnen schmerzlich erfahren; ja, sie ist wegen des höheren Eingangsalters ein echter finanzieller Nachteil. Es wäre an der Zeit zu fragen, ob wir in allen kunsthistorischen Stellen das Doppelpromotion/Magister benötigen, zumal auch im Blick auf die Aufbaustudiengänge.

4. Man hat dem Chaos mit Hilfe von mehr oder weniger ausführlichen *Studienordnungen* beizukommen versucht. Man darf den Schluß ziehen, daß wir alle, die wir an diesem Instrument mitschmiedeten, einen ›Rohrkrepiere‹ produziert haben. Jede neu eingeführte Prüfung hat die Studiendauer nur verlängert, die Ausbildung der Studierenden aber nicht verbessert. Viele wurden im Glauben befestigt, sie hätten ihr Studium bereits absolviert, wenn sie nur ›die Scheine‹ beisammen hätten und wurden dabei bitter enttäuscht. Die Studienordnungen erwiesen sich oft als Prokrustesbett, weil sie zu sehr ad personam bzw. auf bestimmte Lehrmeinungen zugeschnitten waren und damit innovationsfeindlich waren oder weil sie eine Kunstphilosophie in Regeln zu bringen versuchten. Mit der zum Perfektionismus neigenden Regulierwut und Vorschriftenmacherei brachen alte deutsche Laster durch. Vor allem hat man im Grunde den Kultusbürokraten die Handhabe geliefert, zunehmend in die Universitäten hineinzuregieren. Damit wurden z.B. die Gewohnheiten dieser Juristen maßgebend. Das hat uns u.a. die Klausur eingebracht, eine in der Versteherwissenschaft der Kunstgeschichte aussageleere, ja falsche Examensform.

Da die Studienordnungen nichts besserten, was sich schnell herausstellte, wurden sie immer wieder umgemodelt, und zwar in zunehmend kürzerem Abstand. In Berlin erleben wir gerade, daß die Umsetzung einer durch das Abgeordnetenhaus 1989 beschlossenen Studienordnungsreform-Forderung – u.a. wegen schlampiger und in sich widersprüchlicher Regelungen – noch nicht abgeschlossen werden konnte

und nun schon die nächste, noch schlampiger konzipierte Verordnung auf den Tisch geworfen wurde. Die Gremien der Hochschulen werden so in eine aussichtslose Zwickmühle gebracht. Was hilft es, daß es keiner Prophetengabe bedarf, um vorauszusagen, daß nichts gebessert werden wird. Und die Universitäten müssen sich dazu noch die Schuldzuweisungen der Politiker, der Behörden und der Medienöffentlichkeit anhören.

### *Versuch eines Fazits:*

In den letzten 20 Jahren sind in Deutschland Bücher und Aufsätze geschrieben worden, die sich sehen lassen können, obwohl der Output gegenüber dem in den USA deutlich hinkt. Viele Forschungsgebiete jedoch sind an den Universitäten durch zu wenige Gelehrte oder gar nicht vertreten. Vor allem ist zur selben Zeit das Bibliographier- und Rezensionswesen in unserem Land zusammengebrochen. Unsere Kunstbibliotheken haben sich immer noch nicht auf ein gemeinsames System zur Schaffung eines Sachkataloges u. ä. einigen können; auch gibt es genügend weitere beklagenswerte Züge provinzialistischen Eigensinns.

Vor allem aber ist die Reaktion der meisten unserer Fachgenossen und Fachgenossinnen auf die Zerstörung großer Teile unseres Kulturlebens durch Umwelteinflüsse, durch Abriß, »Sanierung« oder Luxusrenovierung beklagenswert gering. Das Elfenbein der mentalen Fluchtburgen wird anscheinend vom sauren Regen nicht angegriffen. Die Wiedervereinigung hätte eigentlich eine Revision unserer Verhältnisse und daraufhin eine Bündelung von Kräften zur Inangriffnahme der dringendsten Aufgaben der Inventarisierung, Dokumentierung und Restaurierung nötig gemacht; dies ist nicht gefordert, geschweige denn in Angriff genommen worden. Muß man nicht daraus schließen, daß gerade die angeblich so politisierte Generation der 68er in Wirklichkeit gänzlich apolitisch ist? Zumindest scheint ihr Bewußtsein weitgehend durch ein sich selbst bespiegelndes Interesse an der eigenen Befindlichkeit ersetzt worden zu sein.

Wir besitzen nicht einmal ein von der Mehrheit anerkanntes Forum, auf dem Derartiges vorgebracht werden kann. Daran ist nicht zuletzt die Aufspaltung der Kunsthistorikerschaft in verschiedene Berufsverbände je nach Berufszweig und in unterschiedliche politische Lager schuld. Gemeinsames Handeln fördert das nicht. In dieser Situation aber ist der Ruf nach dem Staat falsch; die Zunft sollte sich erst einmal darüber einigen, was sie will, was sie selbst für richtig und zukunftsfruchtig hält.

Eines aber ist zu sagen: Wirklich verändert werden kann die Misere nur durch Verbesserung der Relation zwischen Lehrenden und Lernenden, d.h. die Vermehrung der Stellen (nicht zu erwarten) oder die Verminderung der Zahl der Studierenden (nicht durchsetzbar). Statt dessen wird unseren Politikern und ihren Kultusbürokraten wohl nur einfallen, die in Deutschland an sich schon sehr hohen Lehrdeputate noch zu erhöhen. Dadurch wird die Zeit, mit den Studierenden zu arbeiten, sich auf die Lehre durch Lektüre vorzubereiten oder gar zu forschen – m.E. eine wesentliche Voraussetzung für anregende Lehre – noch mehr vermindert werden.